

ganzes Jahr lang nicht mehr unterrichten zu müssen. Immer wieder hatte sie dieses Versprechen erneuert, und wie es schien, hatte es ihr Trost gespendet und über den täglichen Stress in der Schule hinweggeholfen. Da Clara vom Wesen her zur Ernsthaftigkeit neigt, erschien mir diese Laune doppelt sympathisch. Ich strahlte sie genauso an wie sie mich, und sie belohnte mich dafür mit einem Kuss auf den Mund. Da auch überströmende Herzlichkeit kein Wesenszug von ihr ist, muss man wertzuschätzen wissen, was sie einem gibt. Sie war jetzt schier euphorisch. Plötzlich schüttelte sie auf eine komische Art die Hände. War das Flattern ein unbeholfener Versuch, sich in eine Krähe zu verwandeln? Mit vor Zufriedenheit leuchtendem Gesicht fragte sie mich, ob ich mir vorstellen könne, was es für sie bedeute, keine Hausaufgaben und Arbeiten mehr korrigieren zu müssen; nicht mehr bis Mitternacht oder ein Uhr nachts den Unterricht für lustlose Schüler vorbereiten zu müssen; nicht mehr die Inkompetenz des Direktors, die Boshaftheiten des Hausmeisters und die Intrigen einiger Kollegen ertragen zu müssen; nicht neben dem Unterricht an ebenso zähen wie nutzlosen Lehrerversammlungen teilnehmen zu müssen; sich nicht mehr mit Schülereltern auseinandersetzen zu müssen, für die alle Probleme der Menschheit gelöst wären, wenn Lehrer nicht so viele Ferien hätten; nicht mehr zu Unzeiten oder am Wochenende auf Anrufe antworten zu müssen wie: «Würde es Ihnen was ausmachen, wenn meine Tochter zum Montag das Gedicht von Schiller nicht oder nur die erste Strophe auswendig lernt? Wissen Sie, die Psychologin, zu der sie geht, ist nämlich der Meinung, dass wegen der Pubertät so ein Übermaß an Hausaufgaben sich negativ auf ihre Entwicklung auswirken könnte»; nicht mehr auf Exkursionen gehen zu müssen, bei denen sich die Schüler schon betrinken, noch bevor sie im Bus sind, weil sie noch auf die zwei, drei, vier oder fünf warten müssen, die immer zu spät kommen; nicht mehr während des Unterrichts die Klingeltöne von Mobiltelefonen hören zu müssen; nicht mehr Christians Provokationen, Jens' dauernde Witzeleien und Lukas' finstere Blicke ertragen zu müssen; keine schlechten Jungs im Grunde, die nach der Scheidung ihrer Eltern nur die Orientierung im Leben verloren haben; sich

schließlich und endlich nicht mehr Johannes Frechheiten anhören zu müssen, die, weil sie die Tochter der Vizerektorin ist, nur so behutsam und diplomatisch gescholten werden darf, dass es sich anhört, als würde sie für ihr schlechtes Benehmen noch gelobt.

Mit dieser Litanei hatte sich Clara einen ersten Haufen Ärger und Frustration von der Seele laden können. Als sie damit fertig war, hatten sich ihre Gesichtszüge merklich aufgehellt. Ihre Augen wirkten jetzt blauer, größer, heiterer. Aus ihrem Gesicht waren die Anzeichen von Schlafmangel, die Sorgenfalten und die Angespanntheit wegen ihres unablässigen Ärgers in der Schule wie ausradiert. An ihrer Stelle breitete sich nun Anmut aus, die Frucht der Erleichterung, die sie jünger und schöner machte. Letzteres sagte ich ihr. Dafür bekam ich einen Kuss mit geschlossenen Augen, eine Umarmung und Streicheleinheiten im Nacken. Danach fragte ich sie, ob es nicht an der Zeit sei loszufahren. Sie wolle ihre Abschiedszeremonie, sagte sie, mit einem passenden Schlussakt beenden. Sie habe den starken Wunsch, ihrer Schule den ausgestreckten Mittelfinger zu zeigen. Ein Anflug von Scham bewog sie, mir diese perverse Tat, die zu begehen sie im Begriff stand, näher zu erläutern. Ihr Stinkefinger sollte ein symbolischer sein, da ihrer Meinung nach die anderen, die normalen also, die alle Welt kennt, nur von groben, ungeschliffenen Menschen gezeigt würden. Außerdem gab sie zu, um ihren guten Ruf zu fürchten, falls jemand, der sie kannte, sie dabei zufällig aus einem der Fenster beobachtete. Vermutlich befand sich kein Mensch in dem Gebäude. Trotzdem, man konnte nie wissen. Ihr Stinkefinger würde in Gestalt einiger Zeilen von Heinrich Heine daherkommen, die ihr für die Gelegenheit wie geschaffen schienen. Sie hatte sie extra dafür auswendig gelernt. Ich warf wie unabsichtlich einen Blick auf meine Uhr. Aus Erfahrung weiß ich, dass dieser Trick bei vielen Menschen wirkt, ohne dass sie sich dessen bewusst werden; ein blitzartiger Reflex, der sie bewegt, ihre Erklärungen und Ausführungen zu unterbrechen oder wenigstens abzukürzen. Clara begann, in fröhlichem Ton Heines Verse aufzusagen. Bei einem Wort schien sie jedoch nicht sicher zu sein. Sie begann von neuem und stockte wieder an derselben Stelle. Da entnahm sie ihrer

Handtasche ein kleines Reclamheft der *Harzreise*, das sie zusammen mit Goethes *Italienische Reise* und zwei oder drei ähnlichen Büchern für den Fall mitgenommen hatte, dass sie nach Inspiration suchte oder nach Zitaten für ihr eigenes Buch. Sie schlug es vorne auf und las in parodistischer Manier, das Lachen unterdrückend:

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf Euch niederschauen.

2

Die erste Etappe unserer Reise war ein Familienbesuch und wird deshalb in Claras Buch auch nicht erwähnt. Das hatte sie so beschlossen, schon bevor wir losgefahren waren. Da sie also offenbar nicht die Absicht hatte, sich über den Verlauf des ersten Tages näher auszulassen, schlug ich ihr am Vorabend vor, der Einfachheit halber die Autobahn zu nehmen, die über Oldenburg nach Bremen führt, und hinter Bremen die 27 direkt nach Cuxhaven, wo Tante Hildegard wohnt. Auf der Landkarte ist zu sehen, dass diese Strecke damals einen tiefen Bogen beschrieb, da der Tunnel unter der Weser noch nicht fertig war. Und da es, wie ich Clara erklärte, zwischen Bremen und der Wesermündung keine Brücken gab, war die von mir vorgeschlagene Strecke tatsächlich die schnellste und bequemste. Sie zuckte nur die Achseln. Ich sei der Fahrer, war alles, was sie darauf antwortete. Und so verließen wir am Morgen, nachdem die komische Vorstellung auf dem Schulhof beendet war, Wilhelmshaven in Richtung Autobahn. Bis nach Oldenburg ist es eine der am wenigsten befahrenen Strecken, die ich kenne. Und dann noch zu so früher Stunde und während der Schulferien! Es herrschte so wenig Verkehr, dass wir streckenweise kein Auto vor uns und keines hinter uns sahen. Der Himmel war immer noch grau, der Asphalt feucht, aber es regnete nicht. Clara hatte ein Notizbuch auf dem Schoß liegen, einen Kugelschreiber in der Hand, den Blick auf die Landschaft gerichtet, und wartete auf eine Gelegenheit, sich Notizen zu machen. Sie sagte, über diese Gegend Deutschlands gedenke sie zwar nicht zu schreiben, wolle sich aber einen wachen Blick für Szenerien bewahren, die für ihr Buch nützlich sein könnten. Diese könne sie später an Stellen verwenden, die ihr am geeignetsten schienen. Ihre Haltung beschrieb sie mit einem für sie typischen Satz: «Ich bin ein Schwamm, den danach düstet, sich mit Wirklichkeit vollzusaugen.» Manchmal liest sie

solche Sätze in einem Buch, lässt sie aber so oft hören, dass sie darüber vergisst, dass sie nicht von ihr sind.

Die leere Autobahn ließ Zweifel in ihr aufkommen, ob wir die beste Strecke gewählt hatten. Autobahnen sahen für sie alle gleich aus. Kannte man eine, kannte man alle. Nur die Namen auf den Verkehrsschildern änderten sich. Zu der Unvoreilhaftigkeit des Eintönigen gesellte sich ihrer Meinung nach noch die der Schallmauern und -wälle, die den Autofahrern den Blick auf die Landschaft verstellten. Sollte sie etwa ein Buch über Straßenbegrenzungen schreiben? «Du könntest den Rastplätzen ein paar Absätze widmen», sagte ich. Sie warf mir vom Beifahrersitz einen finsternen Blick zu. Ich möge sie bitte ernst nehmen. Begreifen, dass es vom Erfolg ihres Buches abhängt, ob sie bis zur Pensionierung als Lehrerin arbeiten müsse. Um jeden Preis brauchte sie Abenteuer, Erlebnisse, Emotionen. Wie sollten wir auf der Autobahn, lamentierte sie, sehenswerte, malerische Dinge zu Gesicht bekommen, die typisch für einen Ort waren und nicht für alle gleich? Ich erinnerte sie daran, dass wir übereingekommen waren, auf einfachstem Weg nach Cuxhaven zu gelangen. Sie gab mir recht und schwieg; doch wie ich sie kenne, führte sie unseren Dialog in Gedanken weiter, wo sie mir aller Wahrscheinlichkeit nach Argumente unterschob, die sie leicht entkräften konnte und die für mich zu einer schmerzlichen dialektischen Niederlage führen mussten. Schon bald gelangte sie zu der Überzeugung, dass ihre Sichtweise in der stillen Diskussion obsiegt hatte. Und die Folge des Ganzen war, dass sie ungefähr auf der Höhe von Varel in nicht unbedingt gebieterischem Ton, aber doch so kurz angebunden, dass mir jede Widerrede im Moment deplatziert erschien, darum bat, bei nächster Gelegenheit die Autobahn zu verlassen. Sie erwartete meine Zustimmung, damit ihre Entscheidung gerechtfertigt wäre. Am Straßenrand hatte sie einen toten Vogel gesehen. Sie wusste nicht, was für ein Vogel es gewesen war. «Ein kleiner», sagte sie und hielt Daumen und Zeigefinger ein ungefähres Stück auseinander. Das war ihre ganze Erklärung. Ich bat sie, mir zu helfen, eine mehr oder weniger logische Verbindung zu erkennen zwischen einem toten Vogel am Straßenrand und ihrem Wunsch, auf Bundesstraßen nach Cuxhaven und